

## Max Frisch – was bleibt?

25 Jahre nach seinem Tod strahlt der Ruhm von Max Frisch deutlich schwächer als in den letzten Jahrzehnten seines achtzigjährigen Lebens. Damals genoss er zusammen mit Friedrich Dürrenmatt grosses Ansehen im Schweizer Literaturbetrieb. **von Sigrid Weigel**

**M**ax Frisch vertrat das nötige Quantum Kritik gegenüber Geschichte und Politik, um als mahnende Stimme der Nation zu gelten, war aber doch so massvoll, dass das Land stolz auf den vielfach ausgezeichneten Schriftsteller sein konnte. Dabei war der Bewunderer Brechts mit dem politischeren Teil seines Werks, den Theaterstücken, am wenigsten glücklich. In den abstrakten, oft parabelhaften Handlungen, die im historischen Nirgendwo spielen, verflüchtigten sich die Themen im Allgemeinmenschlichen – wie zum Beispiel der in «Andorra» (1961) thematisierte Antisemitismus in der Ausgrenzung von anderen. Das politische Vage seiner Stücke bot Anlass zu Kritik von allen Seiten; und immer fühlte der Autor sich missverstanden.

Was aber bleibt? Es sind die grossen Romane, die Frischs Stellung im literarischen Kanon begründen: zuvorderst «Stiller» (1954), dann «Mein Name sei Gantenbein» (1964) und schliesslich «Homo faber» (1957), der es auch ausser Landes in den Lehrplan des Deutschunterrichts geschafft hat, dafür bestens geeignet als Ideenroman zur Kritik der technischen Vernunft mit Anspielungen an den klassischen Stoff des Ödipus, jenes tragischen Helden, der unwissend schuldig wird. Das ist nicht allzu viel für ein so langes Autorenleben. Die Durchsetzung als anerkannter Schriftsteller dauerte im Falle Frischs ungewöhnlich lange: von der ersten Erzählung 1934 bis zum Durchbruch zwei Jahrzehnte später mit «Stiller». Von Zweifeln und Unsicherheit geplagt, schwankte er lan-

ge zwischen dem Beruf des Architekten und der Literatur. So ist es kein Zufall, dass seine bleibenden Romane um die Ich-Masken ihrer männlichen Protagonisten kreisen und ein – nicht immer – hintergründiges Spiel mit Verstellung und angenommenen Identitäten treiben.

**Max Frisch:**

**«Die Frau», das ist die Geliebte; eine Intellektuelle darf sie nicht sein»**

Als Folie für diese Ich-Experimente dienen eher schablonenhafte weibliche Figuren. Könnte es sein, dass der Mann dem Autor im Wege gestanden hat? Das Selbstbild, das er von sich verbreitet hat, deutet darauf hin; es gibt kaum ein Foto, das auf Insignien und Gebärden der Männlichkeit verzichtet, fast nie fehlt die Pfeife in der Hand.

**Die Krux mit der Biografie**

Heute fallen die Urteile über sein Werk gegensätzlich aus. Die Scheidelinie verläuft hierbei deutlich entlang von Nation und Gender. Ausserhalb der Schweiz fehlt dem Autor der Adel einer kritischen Stimme aus der Mitte der Zürcher «Kronenhalle»-Gesellschaft. Dennoch

findet sich, wenn man sich an kleinere Schriften hält, manch Lehrreiches für verschiedene Seiten. So wie die klugen Beobachtungen zum Verdrängungskonsequenz in den Tagebuchaufzeichnungen einer Deutschlandreise 1946, «Tagebuch 1946–1949») in jeden deutschen Lehrplan gehörten, sollte seine Polemik «Wir sind neutral» aus den «Notizheften VII», 1948 (in «Jetzt ist Sehenszeit» von Julian Schütt) in keinem Schweizer Lehrplan fehlen.

Am stärksten aber scheiden sich die Geister bei den stark autobiografischen Texten, die im Werk einen nicht geringen Raum einnehmen; hier stehen vernichtende Urteile geradezu hymnischer Bewunderung gegenüber. Ganz besonders gilt dies für «Montauk» (1975), jene Liebesgeschichte des Autors mit einer Amerikanerin, die im Buch den Namen Lynn trägt, hinter der sich eine 32 Jahre jüngere Frau aus New York verbirgt. Das Buch erzählt literarisch wenig verhüllt – «denn ich bin es, den ich darstelle» (Motto von Montaigne) – von einem Wochenende mit ihr auf Long Island, das für ihn Anlass ist, sich der anderen Frauen seines Lebens zu erinnern. Die Passagen über die gescheiterte Beziehung mit Ingeborg Bachmann, die bis heute Stoff für Legenden und Spekulationen bietet, geraten Max Frisch zu einem – teilweise sicherlich unfreiwilligen – Psychogramm der eigenen Person. Eingeführt wird sie über einen Dritten, über den Blick des besten Freundes, dem Frisch das Unbehagen über eine intellektuell überlegene und gebildete Frau gleichsam in den Mund legt. Während



In seinen Werken blieben die Frauenfiguren Schablonen oder Staffage.

diesem Freund, als W. benannt, Anonymität gewährt wird, bleibt «die Frau» namenlos – und ist doch sofort erkennbar: «Die Frau, die ich damals liebte, hatte Philosophie studiert und über Wittgenstein geschrieben, promoviert über Heidegger.» Der Name Ingeborg wird in späteren Passagen des Buches nachgetragen, in denen minutiös die Geschichte der gescheiterten Liebe ausbreitet wird: eine Geschichte von Leidenschaft, von der Einsicht, dass ein Zusammenleben unmöglich ist, von Versuchen trotz allem – und immer wieder seine Eifersucht, die Eifersucht eines Mannes, der für sich selbst jede Freiheit in Anspruch nahm.

**Blind oder ahnungslos?**

Ebenso sprechend sind die Dinge, die nicht zur Sprache kommen, vor allem die Kontroversen zwischen Frisch und Bachmann wegen ihrer unterschiedli-

chen (literatur-)politischen Haltungen. Zum Beispiel als Celan die beiden 1959 um Unterstützung bat wegen eines Verlasses, der seiner Poesie jeden Objekt- und Wirklichkeitsbezug absprach und ihn zugleich als Juden aus der deutschen Sprache ausschloss. Den Verlass empfand Celan zu Recht als Teil einer Serie vergleichbarer Abwehr gegen die lyrische Erinnerungsarbeit eines Überlebenden. War Frisch unempfindlich gegenüber derartigen Zusammenhängen oder bloss ahnungslos? Jedenfalls unterstellte er Celan im Antwortbrief, dessen Kränkung sei durch eine für Schriftsteller notorische Eitelkeit und gekränkten Ehrgeiz motiviert. Es gelang Bachmann nicht mehr, die zerbrochenen Scherben ihrer Beziehung zu Celan zu kitteln, während der Konflikt zugleich zu einem tiefen Zerwürfnis mit Frisch führte. Nichts davon steht in dem an-

sonsten ausführlichen Bericht in «Montauk», auch nichts von Gesprächen über Literatur, Politik und andere Themen. «Die Frau», das ist die Geliebte; eine Intellektuelle darf sie nicht sein. Es stand, so scheint es, der Mann dem Autor zu sehr im Wege, um tatsächlich zu einem herausragenden Schriftsteller zu werden.



Sigrid Weigel ist Literatur- und Kulturwissenschaftlerin aus Berlin und hat unter anderem zu Ingeborg Bachmann (Sigrid Weigel: Ingeborg Bachmann. Paul Zsolnay Verlag, Wien 1999), Paul Celan und Geschlechterfragen in der deutschen Literatur geforscht und publiziert.